

INTERVIEW MIT RACHEL ROSENSTOCK ÜBER DIE DEUTSCHE GEBÄRDENSPRACHE IN LEHRE UND FORSCHUNG

Thomas Johnen

Rachel Rosenstock (Westfälische Hochschule Zwickau)

Prof. Dr. Rachel Rosenstock, Professorin für Gebärdensprachdolmetschen an der Westfälischen Hochschule Zwickau beantwortet Fragen zu ihrem Werdegang, den Forschungsfeldern sowie zur Situation der Deutschen Gebärdensprache (DGS) in Deutschland.

TJ: Guten Tag, Rachel. Danke, dass du dir Zeit genommen hast für dieses Interview für die Zeitschrift *Ecos de Linguagem* aus Rio de Janeiro. Du bist Professorin für Gebärdensprachdolmetschen mit dem Schwerpunkt Linguistik an der Westfälischen Hochschule Zwickau. Gebärdensprache ist ja als Studienfach noch nicht sehr verbreitet in Deutschland. Wie bist du überhaupt dazu gekommen, dich für Gebärdensprachen zu interessieren?

RR: Das ist eine gute Frage, denn traditionell, glaube ich, interessieren sich Leute eher dafür, wenn es ihnen in der Familie oder im Beruf begegnet. Mein Interesse ist aber eher zufällig gewesen. Ich war in einer Berufsorientierungsphase als ich fünfzehn war, da habe ich ein Schulpraktikum gemacht und bin über das Schulpraktikum an die Gebärdensprachgemeinschaft gekommen. Leider habe ich dort dann kein Praktikum machen dürfen, weil ich die Gebärdensprachkompetenz nicht hatte. Ich habe es dann woanders gemacht, aber gleichzeitig angefangen, Deutsche Gebärdensprache zu lernen – das ist inzwischen schon über zwanzig Jahre her. In Deutschland war es damals so, dass die Gebärdensprache immer von gehörlosen Menschen selber vermittelt wurde und deswegen auf der Vereinsebene Kurse angeboten wurden. Das war dann ein sehr kleiner gemütlicher Rahmen. Unsere Dozenten damals waren gar nicht ausgebildet als Sprachlehrerinnen und –lehrer, sondern haben das eher aus dem eigenen Wissen heraus vermittelt, so aus dem eigenen Sprachwissen mit sehr wenig Metareflexion und Didaktik zu Anfang. So habe ich dann über die Jahre parallel zur Schule erstmal Gebärdensprache gelernt und nach dem Abitur angefangen, an der Universität Hamburg Gebärdensprachen zu studieren. Das war damals der einzige Studiengang in Deutschland, den es gab.

TJ: Und dann hast du dich auch international mit Gebärdensprachen beschäftigt...

RR: Genau. In Hamburg war damals die Situation so, dass man dort in Gebärdensprachen einen Magister machen konnte. Der Studiengang umfasste soziologische und linguistische Aspekte. Die Dozenten waren größtenteils Linguisten ohne Gebärdensprachhintergrund, die irgendwann später in ihrer Forschungskarriere auf Gebärdensprachen gestoßen sind. Mich hat aber nun sehr gereizt, das Linguistische zu vertiefen und die einzige Universität, an der das aus meiner damaligen Perspektive möglich war, war die Gallaudet University in Washington, DC. Da habe ich dann meinen Master und mein Ph.D. gemacht. Die Gallaudet University ist deswegen speziell, weil der ganze Undergraduate-Bereich, also der B.A.-Bereich, fast ausschließlich von gehörlosen Studierenden besucht wird und der Graduate-Bereich (also M.A. und Ph.D.) gemischt hörende und gehörlose Studierende ausbildet. Dort habe ich dann auch gefunden, was ich gesucht habe. Denn an dieser Universität waren sehr viele Dozenten tätig, die auch selber gehörlos waren oder Hörende mit langen Forschungskarrieren bis in die Anfänge der Gebärdensprachenlinguistik. Das war das, was mich an dem Studium an dieser Universität wahnsinnig gereizt hat. Vorgelagert zu dem Besuch an der Gallaudet University gab es einen Vorfall, der für mich so ein Auslöser für das Interesse

an der internationalen Dimension von Gebärdensprachen war. An einem französischen Flughafen habe ich einen tauben Menschen getroffen, der aus Ägypten kam. Ich konnte Deutsche Gebärdensprache, er Ägyptische Gebärdensprache. Wir haben uns gegenseitig als gebärdensprachkompetent identifiziert und ohne irgendwelchen gemeinsamen Sprachkenntnisse eine fast zweistündige Unterhaltung geführt, in der zumindest hinterher der gemeinsame Eindruck entstanden ist, wir hätten uns über unsere familiäre Geschichte und unser Leben und unsere berufliche Situation ausgetauscht. Das ist deshalb gelungen, weil Gebärdensprachen sehr ikonisch sind und durch die visuell-gestische Modalität viele Dinge visuell ausdrücken können, so dass eben auch Kommunikation über Sprachgrenzen hinweg möglich ist. Dieses Erlebnis war ein Schlüsselerlebnis, was mich dann an der Gallaudet University weiter begleitet hat, weil dort sehr viele internationale Studierende waren und die Kommunikation mit ihnen in Gebärdensprachen immer sehr schnell und einfach war und in Lautsprachen dann eben kompliziert. Und so habe ich dann auch meine Doktorarbeit über *International Sign*, also die gebärdensprachliche Kommunikation über einzelsprachliche Grenzen hinweg, geschrieben.

TJ: Und was sind jetzt augenblicklich deine Forschungsschwerpunkte?

RR: Die Westsächsische Hochschule ist ja eine Hochschule mit einem starken Fokus auf sehr angewandte Forschung und deshalb richten sich meine Schwerpunkte eigentlich immer nach dem Bedarf der Praxis. Wir haben ein kleines Forschungsprojekt gemacht zur Erforschung der Sprachverwendung demenzerkrankter älterer Menschen. Ich habe an einem Sprachcorpus von Kinderdaten (DGS im Spracherwerb) geforscht und aktuell läuft ein Forschungsantrag zum Dolmetschen in inklusiven Schulsettings, also wenn gehörlose Kinder gemeinsam mit hörenden Kindern in einer Klasse beschult werden durch die Verdolmetschung des Unterrichts. In diesen Forschungsthemen liegt auf den ersten Blick wenig Kohärenz, gemeinsam haben sie jedoch alle die Anwendungsbezogenheit und praktische Relevanz, also die Ergebnisse sind solche, die direkt Bedeutung haben für lebenspraktische Dinge gehörloser Menschen. Das ist mir immer wichtig. Grundsätzlich gehen meine Interessensschwerpunkte in die Richtung Soziolinguistik.

TJ: Das Inklusionsprojekt finde ich besonders auch für unsere brasilianischen Leser interessant, weil es in Brasilien politische Bestrebungen gibt, die Inklusion zu gewährleisten, etwa durch die obligatorische Präsenz von der Brasilianischen Gebärdensprache LIBRAS kundigen Lehrkräften. Kannst du von der Erfahrung aus diesem Projekt in Deutschland etwas mehr berichten?

RR: Ja, das Projekt geht auf ein paar Weiterbildungen zurück, die die Hochschule für bereits berufstätige Dolmetscherinnen und Dolmetscher, die in inklusiven Settings arbeiten, angeboten hat. Das Thema Inklusion behinderter Kinder in Regelschulen ist mit Blick auf die UN-Behindertenrechtskonvention, die sehr stark forciert, dass behinderte Menschen in allen Bereichen der Gesellschaft inkludiert werden, sehr aktuell und definitiv sehr unterstützungswert. Im Schulbereich ist es aber für gehörlose Kinder problematisch, weil gehörlose Kinder aufgrund der familiären Konstellation selten Zugang zu einer Gebärdensprache von Geburt an haben. Denn nur ungefähr fünf bis zehn Prozent aller gehörlosen Kinder wachsen in Familien mit gehörlosen Eltern auf und wenige hörende Eltern lernen die Gebärdensprache so früh und so vollständig, dass sie mit ihren Kindern komplett in Gebärdensprache kommunizieren können. Daraus ergibt sich eine schwierige sprachliche Situation für die Kinder bei Schuleintritt, die dann unter Umständen mit defizitärer Laut- und Gebärdensprache in die Schule kommen und die Dolmetscherinnen und Dolmetscher sich in der Situation wiederfinden, dass sie etwas Verdolmetschen sollen, was bei den Kindern aufgrund der sprachlichen Defizite gar nicht ankommt. Deshalb ist die Kritik auch der Gehörloseninteressenverbände eben, dass die Frühförderung und die Anbahnung



der Gebärdensprachkompetenz viel früher anfangen muss, damit Inklusion überhaupt gelingen kann. Deshalb bedarf es in der augenblicklichen Situation noch besserer Konzepte der Frühförderung, so dass die Kinder früheren Zugang zu Gebärdensprachen haben, und zwar weit vor Schuleintritt.

TJ: Wären da nicht bilinguale Kindergärten eine Lösung, in denen auch hörende Kinder von Anfang an Gebärdensprache lernen?

RR: Genau dieser Ansatz wurde in einigen größeren Städten schon umgesetzt. Es gibt bereits bilinguale Kindergärten in Hamburg und Berlin und auch in Dresden wird gerade einer eröffnet. Und was interessant ist, ist, dass das Verständnis bei hörenden Eltern hörender Kinder, die also gar keinen Kontakt zu Gebärdensprachen bzw. zu gehörlosen Menschen haben, sehr groß dafür ist und auch die Begeisterung dafür groß ist zu sagen: „Das ist eine zweite Sprache“, dass diese Eltern also den Erwerb der Gebärdensprache als eine normale Form der Bilingualität ansehen und auch positiv bewerten. Interessanterweise ist aber unter den Pädagogen gehörloser Kinder die Ansicht lange verfestigt, dass ein oraler Ansatz zu befürworten ist und dass die Gebärdensprachen den Erwerb der Lautsprachen stören. Das ist natürlich eine aus sprachwissenschaftlicher Sicht unhaltbare Position, weil wir ja wissen, dass Zweisprachlichkeit für Kinder nicht schädlich, sondern eher förderlich ist. Da ist noch viel Bewegung nötig.

TJ: Um wieder zum universitären Bereich zurückzukommen, wie sind denn die Gebärdensprachenstudien in der deutschen Hochschullandschaft vertreten?

RR: Ja, ich habe ja vorhin schon erwähnt, dass ich an der Universität Hamburg studiert habe und das war damals der einzige Studiengang, in dem man Gebärdensprachen studieren konnte. Es gibt mittlerweile noch einen zweiten Studiengang *Deaf Studies* an der Humboldt Universität zu Berlin. Der ist mehr kulturwissenschaftlich ausgerichtet. Dann gibt es noch einige Gebärdensprachdolmetschstudiengänge, von denen wir hier in Zwickau einen vertreten. Das Interessante ist, dass die Erhebung der Gebärdensprachen in den wissenschaftlichen Kontext an einigen Stellen problematisch ist, weil die Forschung der Praxis etwas hinterherhinkt, d.h. es gibt eine Dolmetscherausbildung, wobei wir in der Zwangslage sind Studierenden ohne Gebärdensprachvorkenntnissen Gebärdensprachen beizubringen und dabei in Deutschland auf relativ wenig empirisch belegtes Lehrmaterial zurückgreifen können. Es gibt inzwischen etliche Lehrwerke, von denen einige auch ganz gut fundiert sind, aber eine systematische Grammatikbeschreibung der Deutschen Gebärdensprache steht zum Beispiel noch aus. Dadurch ergibt sich für die Gebärdensprachlehrenden, die selbst in der Regel gehörlos sind, ein ganz interessantes Dilemma. Denn Lernende fragen ja natürlich oft nach Regeln und Systematik in der Sprache, auch weil es hörende Studierende sind, die Fremdsprachenunterricht aus den Schulen kennen und in den Schulen herrscht ja oft ein präskriptiver Ansatz im Unterricht. Im Gebärdensprachunterricht wird Sprache zu einem großen Teil durch die Vorbildfunktion der Gebärdensprachnutzer erworben. Auf der anderen Seite ist zu erkennen, dass denjenigen Absolvent(inn)en aus unserem Studiengang, die hauptsächlich im Studiengang selber Kontakt zur DGS haben, die Natürlichkeit im Umgang mit der Sprache teilweise fehlt. Das ergibt im Ergebnis eine oft sehr mechanistische Anwendung der Sprache. Viele Gehörlose reden dann von einer Dolmetschgebärdensprache, d.h. also, dass die Studierenden bestimmte Satz schemata haben und nur diesem einem Schema folgen können.

Das Ganze gestaltet sich schwierig in der Ausbildung, denn, wenn die Sprachbeschreibung als Grundlage fehlt, wäre eigentlich der Bedarf hoch, eine große Varianz an Sprachvorbildern in die Hochschulausbildung hineinzunehmen. Das ist aber leider organisatorisch kompliziert.

In Deutschland gibt es ein großes Forschungsprojekt, das zur Zeit gefördert wird, das Corpus-Projekt, in dessen Rahmen eine sehr große Anzahl von Sprachdaten von Gebärdensprachenbenutzern erhoben



wurde, und zwar variiert nach Alter, Geschlecht und Herkunft. Die Daten sind jetzt in der Universität Hamburg in der Nachbearbeitung und werden annotiert und aufbereitet für die Veröffentlichung. Die Ausbildungsstätten warten alle sehnhch auf die Veröffentlichung dieses Corpus, weil dadurch Lehrmaterialien auf eine andere Weise zugänglich gemacht werden können.

TJ: Wir haben jetzt viel über die Ausbildung gesprochen aber noch nicht über die Studierenden selbst. Welche Berufsbilder haben diese zum Beispiel?

RR: Unser Studiengang lässt zwanzig Studierende pro Semester zu, von denen sind ein bis zwei inzwischen selbst Kinder gehörloser Eltern, d.h. sie kommen schon mit guten Sprach- und Kulturkenntnissen in den Studiengang und der Rest sind Gebärdensprachlerner, die vorher wenig oder gar keinen Kontakt zur DGS hatten. Der Bedarf an Gebärdensprachdolmetscherinnen und –dolmetschern ist in Deutschland immer noch sehr hoch. Diese positive Entwicklung liegt zum Teil daran, dass die UN-Behindertenkonvention in Deutschland ratifiziert ist, aber im Moment die Umsetzung in die Teilgesetze noch nicht ganz vollzogen ist. So hat sich die Bundesregierung verpflichtet, dass zum Beispiel die Inklusion im Kulturbereich vorangetrieben wird. Bisher wurden Dolmetschkosten in diesem Bereich noch gar nicht getragen. Dolmetschkosten im Arbeitsleben, bei Krankheit, Kontakt mit staatlichen Stellen wie z.B. Ämter und Behörden hingegen werden getragen, aber der Bedarf ist einfach auch in den anderen Lebensbereichen relativ hoch.

TJ: Das heißt, dass der Bedarf an Dolmetscherinnen und Dolmetschern mittel- und langfristig ja noch enorm steigen wird?

RR: Ja, der wird in dem Bereich steigen und je mehr einzelne Schulsituationen da sind, in denen Kinder in Regelklassen unterrichtet werden, je mehr werden auch in dem Bereich der inklusiven Beschulung Gebärdensprachdolmetscher gebraucht. Man muss sich vorstellen, dass für ein solches Kind vier bis fünf Dolmetscher arbeiten, weil die sich dann tagesweise abwechseln. Und dieser Bedarf steigt weiter.

TJ: Wie werden die Kosten für die Gebärdensprachdolmetscher finanziert?

RR: Die Kenntnisse, die Gehörlose haben müssen, um die unterschiedlichen Kostenträger zu kennen und sich zu organisieren, ist sehr sehr komplex. Es gibt zum Beispiel separate Kostenträger für die inklusive Beschulung, das wäre das Sozialamt. Dann gibt es den Integrationsfachdienst, der mit den Integrationsämtern zusammen arbeitet, um die Dolmetschkosten im Arbeitsleben abzudecken. Die Renten- und Krankenkassen sind für Dolmetschkosten im medizinischen Bereich zuständig. So muss man immer in Abhängigkeit vom Setting den jeweiligen Kostenträger identifizieren und klären, in welcher Weise die Bezahlung dann geregelt wird. Ein alternatives Finanzierungsprogramm wäre das persönliche Budget. Darauf haben alle behinderten Menschen in Deutschland ein Anrecht. Da wird dann ein Gesamtkostenbedarf ermittelt, der übergreifend über alle Lebenssituationen gilt. Dieses Budget wird dann von den behinderten Menschen selber verwaltet. Gerade für gehörlose Menschen ist das ein großer Sprung in die Unabhängigkeit, denn generell sind gehörlose Menschen gut in der Lage, ihre finanziellen Dinge für sich selber zu regeln. Aber das ist schon ein ziemlicher Verwaltungsaufwand.

TJ: Das heißt also, dass die Studierenden im Studiengang Gebärdensprachdolmetschen eine sehr gute Berufsperspektive haben?

RR: Ja, wir haben eine sehr hohe Absolventenbeschäftigungsquote von fast 99% -- und das eine Prozent ist in Elternzeit. Also wir können sagen wir haben eine Vollbeschäftigung. Alle, die in diesem Beruf arbeiten möchten, tun dies auch. Es gibt etliche Dolmetscher(innen), die die Belastungen des Alltags reduzieren, denn es ist eine sehr anspruchsvolle Tätigkeit, z.B. indem sie festangestellt in einer



Beratungsstelle arbeiten oder eine andere Tätigkeit nebenbei ausüben und dann in Teilzeit dolmetschen. Aber diejenigen, die in diesem Beruf arbeiten wollen, die können das eigentlich überall in Deutschland.

TJ: Vielen Dank nochmal, dass du dir die Zeit für dieses Interview genommen hast.

*Recebido em 17 de setembro de 2016.
Aprovado em 06 de novembro de 2016.*